

„Wenn ich einen würdigen Nachfolger gehabt hätte...“ – Wilhelm Steinmüllers Zeit als Professor für Angewandte Informatik an der Universität Bremen

Wilhelm Steinmüller gehörte zu den ersten an die Universität Bremen berufenen Informatik-Professoren. Die Universität Bremen, als Reformuniversität 1971 gegründet, hatte in einem komplexen Planungsprozess, der vor allem in den Händen der Mathematiker lag, sich einen neuartigen Informatik-Studiengang ausgedacht. Selbstverständlich sollte er an die Gründungen im Rahmen des Überregionalen Forschungsprogramms (ÜRF) des Bundes anknüpfen, die seit Anfang der siebziger Jahre an einigen ausgewählten deutschen Universitäten umgesetzt worden waren, aber ebenso selbstverständlich sollte dieser Studiengang eine typische Ausprägung der Bremer Reformuniversität werden. Dazu gehörte ein Ruf nach „Praxisorientierung“, eine Ausrichtung des Studiums auf die zu erwartende berufliche Perspektive und eine Reformation der Lehre entlang der Leitlinie der Bundesassistentenkonferenz (BAK) von 1968: „Forschende Lernen – Lernendes Forschen“. Das schloss ein projektorientiertes Studium ein, ebenso wie einen steten Austausch zwischen den berufenen Hochschullehrern. Die mathematische Strukturierung des neuen Studiengangs schuf dabei äußerst seltsame Denominationen der berufenen Stellen und verlangte sogenannte Doppelqualifikationen, die einmal in der gerade entstandenen Fachdisziplin Informatik beheimatet sein sollten, aber darüber hinaus eine zweite wissenschaftliche Qualifikation mit einer Anwendungsorientierung vorsahen. Selbstverständlich gab es keine solchen Bewerber auf dem ohnedies engen Informatik-Stellenmarkt, was Bremer Universität und Bremer Senat erst einmal großzügig ignorierten. Um eine

Art Notbremse zu ziehen, wurden die Stellen dann in einem letzten Schritt gesplittet, so dass jeweils eine informatikorientierte Stelle zusammen mit einer anwendungsorientierten Stelle ausgeschrieben worden.

Wenig überraschend bewarben sich erst einmal nur reichlich ahnungslose und noch von ihrer grenzenlosen Mission überzeugte, gerade promovierte Wissenschaftler anderer Universitäten nördlich des Mains oder aus dem Ausland. Dies wurde dadurch verstärkt, dass die Universität Bremen als Reformuniversität, wiederum der Bundesassistentenkonferenz folgend, den gesamten wissenschaftlichen Mittelbau abgeschafft hatte. Professuren wurden nicht durch Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter ergänzt, Sekretariate waren auf einige verteilte, gemeinsame Schreibdienste reduziert. Studentische Hilfskraftstellen waren erst einmal nicht vorgesehen. Wer sollte sich da bewerben? Eben nur Idealisten, die ihre erste Stelle antreten wollten und denen der Apparat der Ordinarien-Universität sowieso suspekt war. Genau dies geschah – mit einer bedeutsamen Ausnahme: Wilhelm Steinmüller, bayerischer Ordinarius für Kirchenrecht und Rechtsphilosophie, Mitglied der Juristischen Fakultät auf einem Forschungslehrstuhl und zugleich Mitglied der Katholisch-Theologischen Fakultät der bayerischen (Reform-)Universität Regensburg, habilitiert mit zwei Bänden zur Evangelischen Rechtstheologie, sah in der Universität Bremen eine neue Wirkungsstätte, an der er seine Forschungen zum Datenschutzrecht und zur von ihm mitgegründeten Rechtsinformatik etablieren wollte. Nach einem in Fachkreisen, aber auch im SPIEGEL mit großer Aufmerksamkeit verfolgten gewonnenen Prozess, den ihm der damalige BKA-Chef Horst Herold in einer Zivilklage aufgezwungen hatte, sah Steinmüller im Fachbereich Mathematik/Informatik der Universität Bremen ein geeignetes Umfeld für eine unbehinderte Forschung, Lehre und Propaganda für seine radikalen Ideen. In der Regensburger Fakultät hatte man ihm in vertraulicher Offenheit klargemacht, dass man auf einen Querdenker und Querkopf wie ihn durchaus verzichten könne, auf jeden

Fall aber keine weiteren Promotionsverfahren für seine Mitarbeiter und Studierenden zulassen werde. Selbstverständlich war dazu kein formeller Beschluss gefasst; es genügte, die Bildung notwendiger Kommissionen zu verzögern, zu verschleppen und letztlich zu verhindern – oder solches zumindest anzudrohen. Für die Universität Bremen erschien dies wie ein unverhoffter Glücksfall. Ein etablierter Wissenschaftler, der weit über die Fachöffentlichkeit hinaus politische Aufmerksamkeit erregt hatte, ein bayerischer Wissenschaftler dazu, Erfinder des Wortes „Rechtsinformatik“ und Vater des Datenschutzes in Deutschland, erkannte die großartige Planungsleistung der Bremer Uni an und war bereit, diese aktiv zu unterstützen. Bei den Verhandlungen wurde allerdings schnell die schmerzliche Lücke zwischen bayerischer Wissenschaftsförderung und einer universitären Ausstattung deutlich, die sich eher an den sparsamen Planungen des Bremer Handelskapitals orientierte. Und es gab für Steinmüller zumindest ein alternatives Angebot mit einem gewissen Reiz: Das Amt des Hamburger Landesdatenschutzbeauftragten. So zogen sich die Verhandlungen über eine längere Zeit hin, bis Wilhelm Steinmüller schließlich nach Abbruch seiner Hamburger Gespräche und der weiteren Zuspitzung in Regensburg den Bremern zusagte, an einem ruhigen Wochenende sein Zimmer in Regensburg ohne größeren Abschied räumte und nach Bremen zog. Vermutlich hatte er bei den Verhandlungen nicht alle Fragen gestellt oder nicht alle Antworten geglaubt oder erhalten oder der Druck in Regensburg war einfach so stark geworden, dass das egal war. Eines zumindest hatte er durchsetzen können: seiner Stelle wurden wissenschaftliche Mitarbeiter und eine Sekretärin zugeordnet. Ob er die Tatsache, dass dies inzwischen auch für die vor ihm eingestellten Kollegen akzeptiert worden war, positiv oder negativ bewertete, lässt sich nicht mehr klären.

Neben den jungen Neuberufenen hatten Universität und Bremer Senat eine weitere Gruppe von Hochschullehrern identifiziert, die die Informatik ergänzen sollten, nämlich die vier Hochschullehrer

des gescheiterten Partialstudiengangs ‚Kybernetik‘, der im Studiengang ‚Elektrotechnik‘ nicht mehr erwünscht war. Dies passte nun gar nicht in das komplexe und ausdifferenzierte Planungspapier ‚Informatik‘ der Mathematiker und sollte ein steter Anlass zu Reibereien werden. Einzig Frieder Nake zeigte sich flexibel genug, um in der neuen Informatik eine wesentliche Rolle zu spielen. Nachdem der Fachbereich wie vorgesehen nach den vier Gründungsprofessuren vier weitere Kollegen berufen hatte (davon zwei von der TU Berlin), besetzte Wilhelm Steinmüller mit seinem Wechsel nach Bremen faktisch die dreizehnte Stelle – in zeitlicher Reihenfolge. Damit traf er auf eine bereits recht fest geformte und polarisierte Professorenschaft – eine Situation, die ihm aus Regensburg vertraut war. Andererseits wurde er in Bremen auf Anhieb in einen fachbereichsübergreifenden wissenschaftlichen Kreis integriert, dem unter anderen der vormalige Rektor Alexander Wittkowsky, ein Produktionstechniker, und ein späterer Rektor, Wilfried Müller, Leiter der Arbeitsgruppe ‚Arbeit und Technik (artec)‘ angehörte. Dieser Kreis, der sich intensiv mit der Rolle der neuen Techniken in der Arbeitswelt befasste, bildete seinen künftigen inneruniversitären wissenschaftlichen Bezugsrahmen neben seinen direkten Kollegen aus dem Feld ‚Informatik und Gesellschaft‘, das von Jürgen Friedrich und später Herbert Kubicek getragen wurde, aber auch durch weitere Informatiker wie Frieder Nake, Reinhold Franck, Hans-Jörg Kreowski und dem Autor unterstützt wurde. Die Leitfrage, was denn eine Informatik sein könnte, die ihre gesellschaftlichen Bezüge, Wirkungen und Verantwortlichkeiten ernst nähme, war also fest verankert und sie erfüllte damit recht präzise die ursprünglichen Pläne, der Bremer Informatik eine besondere Rolle in der bundesdeutschen Hochschul-landschaft zuzuweisen.

Insgesamt wurde Steinmüller mit Respekt und großem Wohlwollen von der Universität aufgenommen, nicht zuletzt, weil er kurz nach seinem Wechsel mit einem Paukenschlag als einer der „Sieger“ im Volkszählungsurteil zum Medienstar der Bremer Informatik

aufstieg. Innerhalb der Informatik wurde das holprige Wort „informationelle Selbstbestimmung“, mit dem Wilhelm Steinmüller Rechts- und Verfassungsgeschichte schrieb, zwar nur sehr zögerlich angenommen, und die juristische Besetzung des Wortes „Datei“ als Kurzfassung für „Datei personenbezogener Daten“ wurde nur widerwillig akzeptiert, aber die öffentliche Aufmerksamkeit, die dem (Neu-)Bremer Wilhelm Steinmüller, dem Hamburger Klaus Brunnstein und dem Darmstädter Adalbert Podlech zuteil wurde, schmeichelte dem institutionellen Ego der Bremer Informatik.

Trotzdem war der Schock des Wechsels für Wilhelm Steinmüller beträchtlich. In Regensburg hatte er einen Forschungslehrstuhl, also einen Lehrstuhl ohne die juraspezifischen Lehrverpflichtungen mit Klausuren und dem ungeliebten Massenbetrieb. In Bremen war er plötzlich für einen Teil des Grundstudiums zuständig – mit erheblichen Studienanfängerzahlen. Dabei teilte er durchaus seine erworbene Abneigung gegen Klausuren mit den Bremer Studierenden, die schriftliche Prüfungen, die sie gar nicht kannten, wie der Teufel das Weihwasser fürchteten und bereits einen Fachbereichsbeschluss gegen solche Prüfungsformen durchgesetzt hatten. Das studentische Ideal waren, warum auch immer, mündliche Prüfungen. Wilhelm Steinmüllers Ideal schien dagegen: Keine Prüfungen, keine Studenten. Begleitet selbstverständlich von der tradierten Vorstellung: Der Professor bestimmt, wie geprüft wird. Der Konflikt war offensichtlich, aber er blieb unter der Decke. Steinmüllers Reaktion war sein bewährter Fluchtimpuls, den die Bremer Informatik damit erstmals auf eigenem Territorium kennenlernte. Die Prüfungen übergab er den Assistenten und für sich selber erreichte er eine Folge von universitären Forschungssemestern und extern finanzierten Stellenvertretungen, womit er sich weiterhin der Forschung widmen konnte. Freilich war klar, dass dies keine dauerhafte Lösung sein würde. Seine Antwort, die ihn vor universitärer Selbstverwaltung und ausufernder Lehrtätigkeit schützen sollte, war eine edle Aufgabe, die jeder einsehen sollte. Ein grundlegendes Lehrbuch schreiben, letztlich

mehrere Jahre lang getrieben von einem plakativen ‚Es gibt ja keine Materialien für die Angewandte Informatik, also muss ich sie erst einmal schreiben.‘ Das Werk, das ihn vier Jahre bis zur Erschöpfung beschäftigen sollte, war ein fünf Bände umfassender Rundblick über alles, was Wilhelm Steinmüller unter Angewandter Informatik und unter wirksamen Informatiksystemen verstehen wollte. Eine literarische Bestandsaufnahme, eine *Summa Informatiae* um den Kernbereich der Informatik herum als Brücke zur Anwendungen und Folgen der neuen Technik in Politik, Jura, Wirtschaft und Gesellschaft, eine Grundlegung und ein Ausblick.

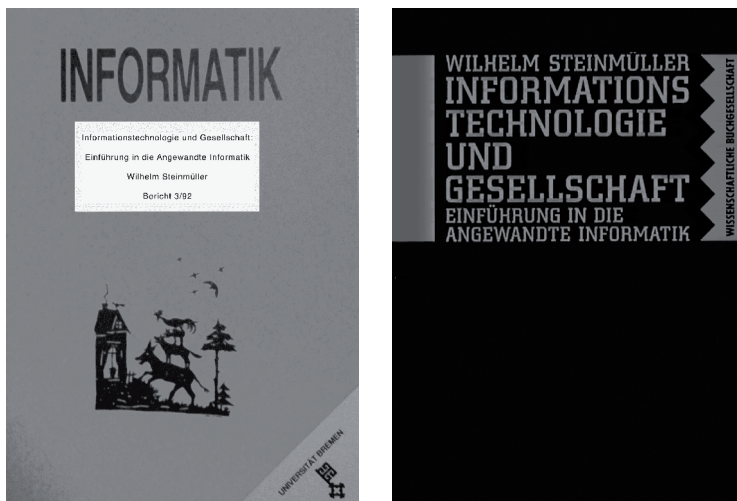


Abb. 1. a) Wilhelm Steinmüller, *Informationstechnologie und Gesellschaft: Einführung in die angewandte Informatik*, Forschungsberichte des Studiengangs Informatik der Universität Bremen 3/92, 5 Hefte
b) Wilhelm Steinmüller, *Informationstechnologie und Gesellschaft: Einführung in die angewandte Informatik*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1993

Dem Verlag, der der akademischen Informatik eher fremd war, war die Vorstellung eines fünfbändigen Werks freilich zuwider, so dass das Ganze als einbändiges, knapp tausend Seiten umfassendes Druckwerk vorgelegt wurde – in einem Format, dass sich von nahezu allen anderen Informatiklehrbüchern unterschied. Über 100

Seiten Literaturverzeichnis und 125 Seiten Anmerkungen taten ein Übriges, um einen „außerirdischen“ Eindruck für Informatiker hervorzurufen.

Einzig die Bremer Informatiker, die die fünf Bände schon als Preprint in ihrer sogenannten „Lila Reihe“ gesehen hatten, freuten sich über die tatkräftigen Lektorats- und Gestaltungsarbeiten des Verlags besonders an den Fußnoten, die zu Endnoten wurden und damit den Überblick über den Text sichtbar erleichterten. Ob freilich die Beibehaltung der mit einem Mac-Grafikprogramm eigenhändig erzeugten Zeichnungen aus Autorenstolz oder aus finanziellen Überlegungen des Verlags beibehalten wurden, ist mir nicht bekannt.

| | | |
|-----|------------------|-------------------------------|
| I | Der Bauplan: | Angewandte Informatik |
| II | Das Baumaterial: | Information |
| III | Das Gebäude: | Informationssystem |
| IV | Die Umwelt: | Informationssystem-Folgen |
| V | Die Baukunst: | Informationssystem-Gestaltung |

Die Bauingenieurs-Metaphorik kam dabei nicht von ungefähr. Sie war längst in die internationale Informatik mit Bezeichnungen wie *Computer Architecture* oder *Systems Architecture* eingedrungen, aber Wilhelm Steinmüller griff vor allem auf Ansätze von Heinz Zemanek zurück, dem Konstrukteur des ersten Transistorrechners auf dem europäischen Kontinent, und dem rührigen Präsidenten der, der Unesco nahestehenden, globalen Dachorganisation der wissenschaftlichen Informatikgesellschaften *International Federation for Information Processing* (IFIP) – und dem Gründer ihres Technical Committees TC9 *Computers and Society*, in dem auch Steinmüller aktiv war. Zemanek griff dabei im Gegensatz zu den pragmatischen Architekturmetaphern im angelsächsischen Bereich sehr bewusst auf eine Architektur-Methodik zurück, die sich an dem antiken Theoretiker Vitruv oder Renaissance-Baumeistern wie Leon Battista

Alberti orientierte. Mit dem theologischen Hintergrund Wilhelm Steinmüllers war es selbstverständlich keine Überraschung, dass er einem solchen Ansatz positiv gegenüber stand. Architektur, Theologie und Jura sind so der Nährstoff, mit dem Steinmüllers „Angewandte Informatik“ beschrieben oder besser aufgebaut wird. Hinzu kamen zeitgenössische Theorieversatzstücke wie Wissenschaftstheorie, Kybernetik und allgemeine Systemtheorie, die freilich im Mainstream der Informatik bereits „gewogen und als zu leicht befunden“ waren. Diese etwas starrsinnige Konfrontation gefiel Wilhelm Steinmüller durchaus, zumal er dadurch auch Zustimmung an anderer Stelle, innerhalb der IFIP, in Österreich oder der DDR, fand.

Zu seinen mich heute noch faszinierenden methodischen Übergriffen oder Rückgriffen gehörte auch die Reaktivierung einer scholastischen Matrixtechnik, die er wohl aus einer Rezeption des *Raimundus Lullus* übernommen hatte. Es war eine schlichte Verknüpfung zweier Beschreibungsvorräte, z. B. von (Teil-)Objekten eines Systems mit ihren (System-)Eigenschaften, um es in der Sprache der objektorientierten Modellierung zu sagen. Bei Wilhelm Steinmüller heißt dies „Phasenmatrix“ – mit „Phasen“ als Spalten, und „Techniken“ als Zeilen. Jedes einigermaßen komplexe System zeigt so seinen spezifischen Fingerabdruck von Beziehungen. Sind die Matrizen zweier Systeme weitgehend deckungsgleich, so liegt der Verdacht nahe, dass es sich um zwei unterschiedliche Beschreibungen des gleichen Sachverhaltes handelt. Eines Tages hat Steinmüller dies in einer Besprechung an Hand des neuartigen BTX-Systems der Bundespost, einem Informationsdienst, der über Fernsehgeräte und ihre Fernbedienungen genutzt werden sollte, auf der einen Seite und einer Client-Server-Architektur mit einem Mainframe im Zentrum andererseits demonstriert. Et voilà: BTX ist kein erweiterter Fernmeldedienst, wie er von der Post verkauft wurde, sondern ein großflächig geschalteter, vernetzter Computer. In seinem Lehrbuch findet sich das Schema u. a. auf Seite 348 wieder, wo eine Fülle von IT-Technologien verglichen werden (s. Abb. 2).

| <div> <div> <div>Inf.- Geräte, IT und ITT</div> <div>Phasen</div> </div> </div> | <div> <div>1 PROBLEM 6 Vervielfältigen 11 AUSGABE</div> <div>2 Ermitteln 7 Übermitteln 12 Verwerten</div> <div>3 Erfassen 8 ZUGRIFF 13 Archivieren</div> <div>4 EINGEBEN 9 Verändern 14 Löschen</div> <div>5 Speichern 10 Bearbeiten 15 SONDERFORMEN</div> </div> | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|----|----|------------------------------|
| | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 |
| a Brief | | | | o | | | | o | | | | | | | |
| b Buchdruck | | | | . | | o | o | o | | | | | | | |
| c Bibliothek | | . | . | . | o | | o | . | | | o | o | o | | |
| d Dokumentationssystem | . | . | . | o | o | . | o | o | | o | o | o | o | | schneller + spezifischer |
| e Zeitung | | o | . | | | o | o | | | o | | | o | | |
| f Schreibmaschine | | | | o | | | o | | . | | | | . | | |
| g Telex | | | | o | o | | o | o | o | | o | | | | |
| h Teletex | | | | o | o | o | o | o | | o | | | | | schneller + Speicher |
| i Telefon | | | | o | | . | o | . | . | . | . | . | . | . | einschl. Datenübermittlung |
| j Radio | . | o | | | | o | o | | | o | | . | . | . | |
| k Film | | | o | | o | o | o | o | | o | | . | . | . | |
| l Fernsehen | | o | o | o | o | o | o | | . | o | . | . | . | . | |
| m Kabelfernsehen | | | | o | o | o | o | | | | | . | . | . | lediglich Defizite zu (l) ? |
| n Fernmeldesatellit | | | | . | | o | o | o | | o | | . | . | . | schwächer als (o) |
| o Fernsehsatellit | | | | . | | o | o | o | | o | | . | . | . | |
| p Video | | | | o | o | o | o | | . | o | . | . | . | o | |
| q Videotext | | | | o | | o | o | | | | | | | | Begleitverfahren zu (l) |
| r Kopierer | | | | | | o | o | | | | | | o | | |
| s Fax | | | | o | o | o | o | | | | . | | | | |
| t Faxkarte | | | | o | o | o | o | o | . | o | o | . | o | . | zT Computereigensch. |
| u Akustikkoppler | | | | o | o | | | o | | | | | | | |
| v Mikrofilm | | | | o | | o | . | . | . | o | | o | o | | |
| w Laserdrucker | | | | | | o | o | | . | . | o | | | | |
| x Computer | . | . | o | o | o | o | o | | o | o | o | o | o | o | Die erste Veränderungst. |
| y Mikroprozessor | | | o | o | o | o | o | | o | o | o | o | o | o | fast identisch (x) weil ≈ x! |
| z Computer + Peripherie | . | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | o | x + b, f, i, r, usw |

Abb.2. Phasenmatrix, aus: Wilhelm Steinmüller, a. a. O., S. 348

Erkenntnisse, die durch die Phasenmatrix gewonnen werden, hängen selbstverständlich davon ab, welche Technologien verglichen und welche Phasen als relevant definiert werden – ebenso von den unvermeidlichen ideologischen Grundannahmen, die dem Ganzen unterlegt sind. Es ist also durchaus ein komplexes und kompliziertes Unterfangen. So ist es zwar äußerst lobenswert, dass in einem Buch von 1993 die Kommunikation in globalen Rechnernetzen an vielen Stellen angesprochen wird. Dass ein Wandel der kommunikativen Struktur der Herrschaftsbeziehungen ansteht, hatte Steinmüller in seiner spezifischen diagrammatischen Darstellungsweise schon gezeigt (s. Abb. 3). In einem seltsamen Widerspruch zu dieser Einsicht blieb jedoch seine weiterhin vertretene These, dass die Technik des „einen“ universalen, globalen Netzes als ein einziger riesiger

Computer interpretieren ließe, eine Auffassung, die er noch 2009 im Videointerview mit Henry Krasemann und Martin Rost vertritt. Freilich passte die Vorstellung eines zentralen Knotens so gut in seine frühe Datenschutz-Interpretation und seine gedankliche Fokussierung der Rechentechnik auf leviathanartige Verwaltungs- und Herrschaftsstrukturen bis hin zu George Orwells „1984“. Das wollte Steinmüller wohl auch 2009 noch nicht kampflos aufgeben, obwohl ihm im Gespräch andererseits klar bewusst ist, dass das Internet und verwandte Kommunikationsstrukturen die Fragen nach dem Datenschutz noch einmal ganz neu und anders aufwerfen als bei Mainframes oder Client-Server-Architekturen.

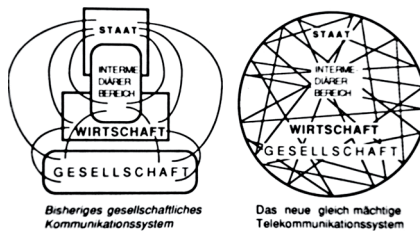


Abb. 3. Kommunikationssysteme, aus: Wilhelm Steinmüller, a. a. O., S. 709

Neben den über 100 Seiten Literaturhinweisen sind dem Werk 125 Seiten Anmerkungen beigelegt; zweifellos seinem juristischen Methodenerbe geschuldet. Doch trotz dieser beeindruckenden Demonstration eines Vorlesungsgestus, der juristische und theologische Gelehrsamkeit der technischen Disziplin Informatik überstülpt, betont Steinmüller im Buch seine dialogische Absicht gegenüber seinen Lesern. Freilich sind weder die Umstände der Publikation noch der Duktus des Autors dialogisch angelegt. Es erscheint eher als eine der katholischen Tradition verhaftete Form der gutwilligen Belehrung – mit einer gewissen Erwartung an allfällige Buße durch die Leser:

„Ich habe sogar Wünsche an meine Gesprächspartner. Ich möchte ihnen zeigen, dass sie

- als (Kern-) Informatiker die formalen Grenzen ihrer Methoden und Verfahren überschreiten dürfen,
- als Betriebswirte und Verwaltungsfachleute die ungewohnte Gestaltbarkeit der neuen Systeme und Netze auch für Bürger und Betroffene ausnützen können,
- als Juristen den Informations-Technologien Grund, Maß und Ziele zu geben haben,
- als Sozialwissenschaftler Eigenarten der neuen Kopfarbeits- und Kommunikationstechniken berücksichtigen müssen.“ (Steinmüller, a. a. O., S.2)

Der Preis für das Buch war hoch. Für Wilhelm Steinmüller bedeutete es vier Jahre intensivsten Literaturstudiums und tausend Seiten veröffentlichte Schreibearbeit – wobei die verworfenen Teile nicht mitgezählt sind. Für den Studiengang Informatik bedeutete es vier Jahre Absenz von inhaltlicher Kooperation und forschendem Austausch mit ihm, wobei Steinmüller zwei Jahre durch Forschungssemester und „Lehrstuhlvertretungen“ schlicht absent war – auch wenn es in Bremen zu seinem Kummer keine „Lehrstühle“, sondern nur Hochschullehrer in den zwei Besoldungsgruppen C3 und C4 gab, die sich im Alltag bis auf die monatliche C4-Remuneration weder in der Verantwortung noch in den Rechten unterschieden. Kooperation mit anderen Wissenschaftlern suchte er dagegen mehr und mehr jenseits der Grenzen der westdeutschen Informatik, aber dann doch deutschsprachig angelegt in Österreich, in Skandinavien, in der DDR. Innerhalb der BRD, deren wissenschaftliche Ausrichtung er doch zu ändern vorhatte, fand er nur geringe Resonanz. Er suchte Kooperation nur am Rande der Informatik, bei Publizistik- oder Politikwissenschaftlern; innerhalb der Informatik ergaben sich immer weniger Anknüpfungspunkte. Selbst innerhalb der Bremer Informatik, die ja in der BRD selber isoliert war, lockerten sich die Beziehungen angesichts eines manchmal demonstrativ erscheinenden

Desinteresses an den Alltagsaufgaben, die sich trotzdem nicht von selbst erledigten.

Steinmüllers immer wiederkehrender Vorhalt war, die mathematisch orientierte formale Ausrichtung der sich nur langsam etablierenden akademischen Wissenschaft Informatik sei Dialogen gegenüber ablehnend und immunisiere sich gegen interdisziplinäre Fragen. Für die Bremer Kollegen galt dies freilich nur sehr eingeschränkt. Ich möchte umgekehrt sagen: Der theologisch und juristisch gebildete, ja geformte Ordinarius Steinmüller hat den Praxistest der sicher nicht einfachen Bremer Universität schlicht nicht bestanden. Zu gewaltig war die Brücke, die zwischen den Ideen eines sich öffnenden Technikverständnisses, wie es vor allem in Skandinavien erkennbar wurde, und der sich gerade erst stabilisierenden und damit schließenden jungen Wissenschaft zu bauen war, zu gering war seine Bereitschaft, in diesem Spannungsfeld vor Ort wirksam zu werden. Allianzen, taktische gar, waren nicht Wilhelm Steinmüllers Sache. Das mag man unterschiedlich bewerten, aber im Ergebnis war es ein Scheitern eines großen Ansatzes und trug einen Teil dazu bei, dass er die Informatik verließ. Sein Werk hat er erfreulicherweise hinterlassen. Es demonstriert noch heute einen Höhenflug ohne Landung und wir Informatiker müssen uns damit auseinander setzen. Eine, nicht zwingend konsekutive, Lektüre lohnt immer noch.

2009 ist Wilhelm Steinmüller freilich zu der Einsicht gekommen: „Kein Informatiker liest ein Buch über 100 Seiten...“ Dabei ist alleine das über hundert Seiten lange Literaturverzeichnis Gold wert, obwohl es nur Zitate bis 1993 enthält. Allerdings kann hinzugefügt werden, dass heutige Informatiker auch kein Buch lesen wollen, dass bereits 1993 erschienen ist. In der Theoretischen Informatik Gebildete mögen einschränken, das „kein Informatiker“ hier um den Zusatz „mit endlich vielen Ausnahmen“ zu versehen sei, aber Realisten werden sagen „mit sehr wenigen Ausnahmen.“ Eifrig Studierende werden dies gendern zu „keine Informatiker_innen.“ Ändern wird

dies alles nichts. Im Netz harnte bis vor kurzem noch eine html-Variante auf Leser, doch Wilhelm Steinmüllers Webseite ist nun auch abgeschaltet, so dass die Zahl neuer Leser wohl gegen null gehen wird.

In der Situation war eben nicht nur ein literarischer Rückblick und ein Kompendium nötig, sondern eine neue Marschrichtung. Das Buch schuf zweifellos eine neue literarische Ausgangslage, aber keine offensichtliche Lösung für die anstehenden Probleme des globalen Netzes. Diese anzugehen hätte nun einer konsequenten und detaillierten Umsetzung in Lehre und Forschung bedurft. Aber Wilhelm Steinmüller war erschöpft und reagierte, nicht untypisch für den Autor eines nicht sofort anerkannten *Opus Magnum*, auch ein wenig beleidigt, freilich in einer Heftigkeit, die zwar längst in seiner Person angelegt war, aber dann doch viele überraschte: Er brach völlig mit seiner bisherigen Tätigkeit an der Universität und verweigerte die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit einem Feld, das er in seinen Augen gerade erst wissenschaftlich satisfaktionsfähig gemacht und umfassend schriftlich dokumentiert hatte. Er wandte sich einem anderen, ihn beschäftigenden Arbeitsfeld zu, der Psychotherapie. Nach den Angaben in seinem eigenhändigen Lebenslauf hatte ihn das schon, während er an seinem Buch saß und noch als Professor in Bremen tätig war, so intensiv beschäftigt, dass er 1990 eine nebenberufliche Ausbildung zu *Hakomi Integrative Somatics* und eine Ausbildung in *Struktureller Körpertherapie* in der damals sehr populär werden *Rolfing*-Variante absolvierte. Seinem engeren beruflichen Umfeld hat er dies damals verschwiegen; zu groß war die Distanz bereits geworden – selbst im permissiven Bremer Unibetrieb. 1993 erschien das *Opus Magnum*, einbändig auf Wunsch des Verlags, wie er betonte, statt in den fünf Bänden der von der Universität in der „Lila Reihe“ gedruckten Vorfassung. 1994 brach er endgültig mit seiner universitären Karriere und ging mit 60 in das, was etwas später „vorzeitiger Ruhestand“ genannt worden wäre – eine große Erleichterung. Später wird er dies im Videointerview von 2009 mit knappen Worten beschreiben: „Da kam dann das Internet

und mir war völlig klar, dass man den Datenschutz völlig neu schreiben muss.' und ‚Da hab ich aufgehört.‘

Sein Weg von der wissenschaftlichen Anwendung theologischer Methoden in der Rechtsinformatik zur praktischen seelsorgerischen Arbeit, nicht ohne theoretische Anteile, war selbstverständlich mehr, als diese Interviewfetzen enthüllen sollen. Es war nicht nur ein persönlicher Bruch für Wilhelm Steinmüller; es wurde auch von seinen Assistenten und Studierenden sowie nahe stehenden Kollegen als herber Verlust empfunden. Das Forschungsfeld der *Angewandten Informatik* mit den neuen Herausforderungen durch das globale Netz hinterließ er nicht nur in seiner Sicht als Brache, wenngleich das Forschungsfeld nicht ausstarb. Insbesondere die Fragen zum Datenschutz stellten sich im Wandel zum „globalen Universalnetz“ neu und drängend. Doch sein persönliches Resumé bleibt noch im Videointerview von 2009 resignativ: ‚Ja nun, wenn ich einen würdigen Nachfolger gehabt hätte...‘

Quellen

Videointerview mit Henry Krasemann und Martin Rost, 2009, http://www.maroki.de/pub/video/steinmueller/start_video_steinmueller.html (abgerufen am 30.3.1014).

Wilhelm Steinmüller, *Informationstechnologie und Gesellschaft: Einführung in die angewandte Informatik*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1993.